

Schloss Stetten

Die Diakonie Stetten ist eine der größten Behinderteneinrichtungen im Südwesten. Ihren Stammsitz hat sie in einem Schloss. Viele besondere Menschen leben hier.

VON MATHIAS RITTGEROTT

Das Leben schleicht geruhsam dahin, heutzutage, in Schlössern und Herrensitzen. Heimatmuseen zeigen dort keltische Tonscherben und mittelalterliche Urkunden, Standesämter versprechen malerische Kulissen für Tränen der Rührung. Banken fördern vom niedergegangenen Adelsitz aus den örtlichen Mittelstand. Nicht so in Stetten. In aller Herrgottsfrühe herrscht vor dem Herrenhaus ein Treiben, wie man es sich für höfische Zeiten ausmalt, nur dass jetzt keine Bediensteten Bücklinge vor Adligen machen. Versonnen schlendern zwei Frauen untergehakt wie dicke Freundinnen vorbei, ein Mann schiebt mit rotem Kopf einen Rollstuhl mit Insassen bergan, Handwerker im Schaffhäs, wie man hier sagt, hasten zur Arbeit. Die Mehrzahl der Passanten hat eine geistige Behinderung, viele dazu eine körperliche, manche sind psychisch krank. Im Schloss des 6000-Einwohner-Ortes hat die „Diakonie Stetten“ ihren Sitz, eine der größten Behinderteneinrichtungen des Landes. Früher verlebten die Witwen württembergischer Herzöge im Schloss ihren mehr oder minder wohlverdienten Lebensabend. Bis König Wilhelm I. dessen überdrüssig das Gemäuer nebst Rosengarten 1863 an den Lehrer Johannes Landenberger verkaufte. 49 000 Gulden zahlte der, um mit seiner „Heil- und Pflegeanstalt für schwachsinnige Kinder“ herzuführen, die im nahen Vaihingen an der Ems keinen Platz mehr hatte. „Schwachsinnige“ statt Blaublut also. Die Anstalt wuchs rasch, bald war gar ein eigener Anstaltsfriedhof nötig.

Heute leben etwa 1600 Kinder und Erwachsene in Heimen und Wohngruppen der Diakonie, die in einem dichten Netz im Remstal verstreut sind. Mehr als 900 haben ihren Arbeitsplatz in den Werkstätten. Darüber hinaus sind mehr als 2200 Nichtbehinderte in der Behindertenhilfe beschäftigt. Die „Anstalt Stetten“ kennt jeder im Remstal. Weil das Wort „Anstalt“ heutzutage stärker an „Irrenanstalt“ denn an „Badeanstalt“ erinnert, wurde die Einrichtung in „Diakonie Stetten“ umgetauft. Allerdings ist der alte Name noch im Sprachgebrauch verhaftet.

Setzt sich der Besucher eine Weile vor das Stettener Schloss, sieht er besondere Menschen vorbeiziehen, über die er mehr erfahren möchte. Beispielsweise von Udo Martin Koch. Mit scheuem Blick marschiert der Mann von 47 Jahren, das Haar strubbelig, der Schnauzbart störrisch, Richtung Pferdestall. Drei junge Jagdhunde balgen dort in der Sonne. Eine Schar Gänse schnattert, Tauben gurren. Koch ist Autist, seine Welt sind nicht große Worte, sondern Regeln. Erst misten, dann striegeln, dann Hufe auskratzen; alles Routine. Liegt Dreck im Ausgang, fiel er sicher nicht von Kochs Schuhsohle, denn nie würde er die Regel missachten, dass man das Wohnhaus nicht mit Arbeitstiefeln betreten darf. Koch arbeitet als Gehilfe der Reit-Therapeuten. Mit Tieren versteht er sich. Mit den Pferden, dem Federvieh, vor wenigen Tagen erst hat er seine Katze hinterm Stall beerdigt, ein Gartenzwerg wacht über ihrem Grab. In der staubigen Reithalle führt Koch die Stute Coy im Kreis, er trottet und sie auch. Im Sattel klammert sich ein ängstlicher Mann fest. Er trägt eine Jacke, denn es ist kühl hier drinnen. Koch steckt Kunststoffringe an einen hölzernen Sarotti-Mohr, den er im Sperrmüll gefunden hat. Der Reiter löst seinen Schraubstockgriff, fasst vom Pferderücken aus einen Ring und legt ihn sich um den Hals. „Und prima!“, lobt sich der Mann auf dem Schimmel lachend. Koch fordert mit Singsangstimme: „Noch ein Ring.“ Die Übung hat er sich ausgedacht. Koch, der Therapeut.

Im Restaurant „La Salle“, neben dem Schloss gelegen, wird Hannelore Poré hibbelig. Jemand steht im Weg, und sie muss zum Aufzug. Dreckige Schürzen und Tischdecken in die Wäscherei bringen. Zurück im Restaurant Kuchen der Anstaltsbäcke-



Martin Udo Koch und eine seiner Skulpturen aus gerettetem Müll – Spielzeugtieren, Kasperle puppen, Modellautos, Schlümpfen und Figuren aus Überraschungseiern.

Fotos: Sascha Montag

rei in die Theke legen. Wieder runter Wurstdosens aus der Metzgerei holen. Etikette „Weiße Presswurst“ aufkleben. „Wo kann ich noch helfen?“ – „Ich gebe die Hilfe zurück, die ich bekomme“, sagt Poré und pupzt nervös an ihrem Unterarm. Die fleißige Frau ist 73 Jahre alt. Das Wort „Ruhestand“ empfindet sie als Bedrohung. Samstags putzt sie bei einer ehemaligen Betreuerin, „der geht es schlechter als mir“. Poré schaut häufig auf Schwächere, nicht aus Häme, sondern um sich zu vergewissern, dass es ihr selbst so schlecht nicht geht.

„Ich gebe die Hilfe zurück, die ich bekomme“, sagt Loré und pupzt an ihrem Unterarm. Die Frau ist 73 Jahre alt.

Mittagszeit, Poré schafft dreckiges Geschirr zurück in die Küche. Sie hat extra früher als die Gäste gegessen. Dem, der sitzen bleibt, obwohl er fertig gegessen hat, zieht Poré das Tablett weg, „weil es weitergehen muss“. Eilig schiebt sie Abraumwagen vor den Aufzug. „Den Laden am Laufen halten“, bruddelt sie im Vorbeihasten. „Ich bin nicht pimpelig“, stellt Poré fest, nicht wehleidig. Morgens schwimmt sie im Naturbad, wo die Frösche quaken. Geduscht wird kalt. Das hält jung. Poré blinzelt verschmitzt, schimpft über die Politik der Bundesregierung – „mir macht keiner was vor“ – und schwärmt vom Urlaub am Gardasee. „Mit den netten Italienern.“

Seit 1954 lebt Poré in der Diakonie. Damals war sie gezwungen, mit ei-

nem Schlafsaal vorlieb zu nehmen. Um 20 Uhr herrschte strenge Nachtruhe. So manche Betreuer erlebte sie als „richtige Beißzangen“. Jetzt, im eigenen Appartement, bestimmt keiner mehr über ihre Schlafenszeit. Abends jagt sie beim „Tatort“ Verbrecher, bestickt nebenher Tischdecken oder hopst übers Springseil, das sie durch die Luft sausen lässt. Poré kauft im Dorf ein, wo ihr die Verkäufer beim Kleingeld zählen helfen. Mit dem Linienbus fährt sie „in meine Einkaufstadt“ Waiblingen. Freundschaften, nein, pflegt sie keine. „Hat keinen Wert“, sagt sie und schweigt einen Moment: „Vergangenheit muss man ruhen lassen.“ Man ahnt, dass Kindheit und Jugend schlimm waren. Der Vater, die Brüder. Vergangenheit.

Andreas Scheytt ist erst 33, er ist aufgewachsen, als Behinderte keine Familienshanda mehr darstellten. Der stämmige Mann arbeitet in den „Remstal Werkstätten“ im Behindertendorf Hangweide, das noch von einem Zaun umfriedet ist, jedoch aufgelöst wird, weil die Absonderung Behinderter verpönt ist. Mit Post in Händen geht er durch die Gänge, grüßt hier, grüßt da, er kennt jeden. Muss er auch: als Vorsitzender des Gesamtwerkstättens, dem Betriebsrat der behinderten Mitarbeiter. In Pausen erzählt er sich mit seiner Koller Bundesregierung – „mir macht keiner was vor“ – und schwärmt vom Urlaub am Gardasee. „Mit den netten Italienern.“

Scheytt ist die rechte Hand des Chefs. Punkt 8.15 Uhr schließt er den

Werkstattraum auf, woraufhin seine Kollegen hereinschlurfen. Er geht ans Telefon, weil der Gruppenleiter im Haus unterwegs ist. „Die Maschine tut nicht“, ruft ein Mann Hilfe suchend. „Ich guck danach“, sagt Scheytt, der Kümmerer, und informiert den Chef.

Mehrmals täglich schiebt er leicht hinkend ein Wägelchen hinüber ins Lager und holt, wie auf dem Auftragszettel vermerkt, Hunderte Inbusschlüssel. Die verpackt er. 25 Stück je Schachtel, manchmal auch 100. „Die Arbeit ist abwechslungsreich“, sagt er, weil es unterschiedliche Typen des Werkzeugs gibt: „Sechs Millimeter, acht Millimeter, mit Kugelkopf.“

Poster von Porsche zieren die Werkstattwände. 911er, Boxter, Cayman. Porsche ist der Vorzeige-Auftraggeber. Drei Mann montieren mit Spezialmaschinen Ringe und Schrauben an ein Bauteil für Getriebe. Teil einlegen, Hebel ziehen, Teil rausnehmen. Eine monotone Arbeit, sagt Scheytt, lieber zählt er Inbusschlüssel ab. „Trotzdem. Wenn ein Porsche vorbei fährt, bin ich stolz.“ Weil er daran mitgebaut hat.

Ein lädiertes Metallteil baumelt am Schwarzen Brett. Eine Schraube war falsch montiert, das Getriebe eines fabrikneuen Sportwagens flog auseinander. „Eine Warnung für uns“, sagt Scheytt, ohne an Fröhlichkeit zu verlieren. Seither wird jede Lieferung kontrolliert, bevor sie die Werkstatt verlässt.

Jeder der 13 Behinderten um Scheytt hat seine Eigenarten, Stärken und

Schwächen. Jeder kennt die des anderen. So lässt Scheytt seinen Kollegen „Lüschi“ die Marotte, immer eine Pappe mit aufgeklebten Fotos herumzutragen und – ganz Spion – Sätze in ein Diktiergerät zu nuscheln. „Lüschi ist halt so“, sagt Scheytt, und die Worte klingen liebevoll. Er weiß, welche familiäre Katastrophe ihn als Kind in eine eigene Welt katapultiert hat.

Scheytt, der Beliebte, sucht nach der Arbeit den Kampf: jeden Donnerstag beim Judo. „Mir gefällt der Wettkampf“, sagt er. Bald fährt er zu den Special Olympics nach Italien. 20 Sportsfreunde der Diakonie trainieren dafür den „Spagetiwurf“ und „Zehn-Euro-Wurf“. Krachend legen sie einander aufs Kreuz. Nach Zweikampf und Fallschule ist Scheytt groggy. Eine Stunde sitzt er dann noch im Bus, bis er endlich daheim in seiner Wohngruppe ankommt. Dann bestreitet er am PC noch rasch ein Autorennen – „Need for Speed“.

Martin Udo Koch, der Mann vom Pferdestall, verausgibt sich nicht, das widerspräche seinem Naturell. Koch ist Bildhauer und einer der „Künstler aus Stetten“. Die Werke der Gruppe wurden bereits in Brasilien und ganz Europa ausgestellt. Montagmittag, Koch fährt mit dem Bus ins Atelier, er hat einen Holzstuhl dabei, den er im Sperrmüll gefunden hat. „Der kipzelt nicht“, sagt er.

Fahrgäste gucken irritiert. Koch hat bereits so viele Stühle vor der Müllpresse bewahrt, man könnte mit ihnen eine Kneipe ausstatten. Die Stühle bemalt er mit Pferden. In der Kunstwerkstatt stellt Koch den Stuhl beiseite. Er will ein „Denkmal“ vollenden. So nennt er seine Skulpturen voller Spielzeugtiere, Kasperlepuppen, Modellautos, Schlümpfen und Figuren aus Überraschungseiern. „Die rette ich aus dem Müll“, sagt er. Dinge wegzuwerfen hält er für Frevel. Koch, der Retter.

Aus seiner Umhängetasche purzeln ein Modell-Reisebus mit Metallgehäuse, ein Krokodil und ein Häuschen auf die Werkbank. Die Sitzbank des Busses ist umgestürzt und zerbrochen. „So ein Mist“ schimpft

„Lüschi ist halt so“, sagt Scheytt. Er weiß, welche familiäre Katastrophe ihn in eine eigene Welt katapultierte.

Koch: „Das Plastik ist porös!“ – bis er das Spielzeug repariert hat. Dann wuchtet er ein Holzgestell auf den Tisch und klebt ein auf den Hinterebenen tanzendes Pferdchen zwischen Ritter und Schachfiguren. „Die Burg“, sagt Koch: „Die ist jetzt fertig“, und knetet seine Hände. Ein Drache bewacht feuerspeitende die Burg, ein Prinzenpaar steht vor einem Werbeschild für Lebkuchen. „Ideen habe ich beim Märchenhören. Von Schallplatte.“

Daheim vor Kochs Zimmer steht ebenfalls ein „Denkmal“. Auf dem Bett liegen Plüschtiere dicht an dicht, eine grüne Kiste enthält „Wilde Tiere“, Kasperleköpfe liegen unterm Tisch. In der Ecke lehnt eine E-Gitarre „zum Klimpern“. Koch wiegt eine Cowboy-Figur in Händen. „Das ist Big Jim“, sagt er und guckt die Puppe mit scheuem Blick an. „Big Jim ist nicht für ein Denkmal. Sondern zum Spielen.“

Koch träumt sich in den Wilden Westen. Ein paar Türen entfernt ist Poré vor dem Fernseher eingeknickt. Scheytt start in seiner Wohngruppe auf den PC-Bildschirm, wobei seine Augen immer müder werden. Am Schloss von Stetten verreibt der Trübel. Bis am nächsten Morgen erneut zwei Freundinnen, die Arme untergehakt, daher schlendern und einem Rollstuhlfahrer, der die kleine Steigung hinaufächzt, fröhlich „Guten Morgen“ zurufen werden.



Andreas Scheytt (rechts) ist die rechte Hand des Chefs und bei seinen Kollegen beliebt. Und der 73 Jahre alten Hannelore Poré geht es gut, wenn sie arbeitet.

